Köpfe und Ideen
2015

Wissenschaftskolleg zu Berlin

INSTITUTE FOR ADVANCED STUDY

Pedro A. **BEKINSCHTEIN** Richard **BOURKE** Michel **CHION** Anton **CROMBACH** Deirdre **CURTIN** Shermin **DE SILVA** Florence **DÉBARRE** Alexei **EVSTRATOV** Steven A. **FRANK** Tsering **GYALPO** Onur **GÜNTÜRKÜN** Barbara **HAHN** David M. **HALPERIN** Guntram **HAZOD** Jan-Hendrik **HOFMEYR** Johannes **JÄGER** Andrea **KERN** Brandon **KILBOURNE** Michael **KRÜGER** Aden **KUMLER** Shigehisa **KURIYAMA** Françoise **LAVOCAT** Veronica **LAZĂR** Sibylle **LEWITSCHAROFF** Ingunn **LUNDE** Philip **MANOW** Robert D. **MARTIN** William **MARX** J. Christopher **McCRUDDEN** Diana **MISHKOVA** Sianne **NGAI** Thomas **PFEIFFER** Jan **PLAMPER** Simone **REBER** Meredith **REICHES** Sebastian **RÖDL** Susan **ROSE-ACKERMAN** Martin **SACK** Sir András **SCHIFF** Weirong **SHEN** Orkun S. **SOYER** Sarah **STROUMSA** Hans **THOMALLA** Line **UGELVIG** Jonathan **WHITE** Lea Leman **YPI** Yongle **ZHANG**

Fellows 2014/2015

Prelude

All of the portraits in this magazine – as well as information on all the Fellows and their research projects – can be found in both German and English at the Wissenschaftskolleg website: wiko-berlin.de/wikothek.

Ten months is the duration of an academic year for Fellows of the Wissenschaftskolleg – ten months in which they get to know each other's various personal and other facets. Many of these facets are revealed in the portraits of some of this year's Fellows, the texts by and large elaborating an outsider's perspective, for all but one of the pieces have been composed by professional journalists.

This collection of portraits in both word and image is representative of the diverse personalities and scholarly themes once more to be found among this year's crop of Fellows at the Wissenschaftskolleg, whose "incandescent inner voice" (Sibylle Lewitscharoff) throws off those intellectual sparks which make the Kolleg a hothouse for new and innovative thinking. I trust that you the reader will feel a similar heat coming off these texts.

Sianne Ngai – gracing our cover – is a professor of English at Stanford University. Her research on contemporary culture has spawned entirely new aesthetic categories, for instance "cute" and "zany." And she describes the tight nexus of such words with changes in consumer culture, namely the rise of manufacturing gimmicks.

Paul Schmid-Hempel, evolutionary biologist at the ETH Zurich and a Permanent Fellow of the Wissenschaftskolleg, has devoted his career to researching parasites and the significant role they play in the history of evolution.

Tsering Gyalpo is a religious scholar in Lhasa; Weirong Shen is a Tibetologist in Beijing; and Guntram Hazod is a social anthropologist in Vienna. Together they constitute the focus group *Tibetan Genealogies* and undertake research in this field using the various tools available to them through their respective backgrounds.

Michel Chion is triple threat – researcher of sounds, scholar of films, and a composer. He writes about Stanley Kubrick and Jacques Tati, composes pieces that can be classified as *musique concrète* and, as brought to light in our portrait of him, is ever returning to the relationship between sound, voice and image.

David Halperin's books on conceptual history and the history of homosexuality betray the fact that he began his academic career as a Greek scholar. His agenda is to free the concept of eros from the modern era's focus on sexuality.

And lastly, Sibylle Lewitscharoff has used her year at the Wissenschaftskolleg to work on her next novel *Pfingstwunder* (Pentecostal Wonder). Her text conveys the sentiment that the Kolleg suits her so well, in large part, because there are such *wondrous* happenings afoot.

Warm regards from Berlin!

Alle Portraits dieses Hefts – sowie Informationen zu allen Fellows und ihren Forschungen – finden Sie auch auf Deutsch und Englisch auf der Website des Wissenschaftskollegs: wiko-berlin.de/wikothek

Zum Auftakt

Katharina Wiedemann

Zehn Monate währt ein akademisches Jahr für Fellows des Wissenschaftskollegs. Zehn Monate, in denen sie einander in vielen Facetten kennenlernen. Viele dieser Facetten finden sich in den Texten zu diesjährigen Fellows, die mit dem Blick „von außen“, nämlich von Journalistinnen und Journalisten und in einem Fall von einem Fachkollegen, geschrieben sind.

Diese Portraitsammlung in Wort und Bild steht für die Vielfalt an Fellowpersönlichkeiten und Themen auch dieses Jahrgangs am Kolleg, dessen „innerstimmliche Glühfähigkeit“ (Sibylle Lewitscharoff) verlässlich Forschungsfunken fliegen lässt und ohne den das Kolleg nur ein kühles Gemäuer wäre. Wir hoffen, die Lektüre kann Ihnen vieles vom diesjährigen Funkenflug vermitteln.

Sianne Ngai – auf unserem Titel abgebildet – ist Professorin der Literaturwissenschaft an der Stanford University. In ihren Forschungen zur zeitgenössischen Kultur kommt sie zur Bildung gänzlich neuer ästhetischer Kategorien: zum Beispiel cute oder zany. Und sie beschreibt den engen Zusammenhang dieses Sprachgebrauchs mit dem Wandel in der Konsumkultur, namentlich dem Vormarsch des Gimmicks.

Paul Schmid-Hempel, Evolutionsbiologe an der ETH Zürich und Permanent Fellow des Kollegs, hat sich der Erforschung von Parasiten und ihrer Bedeutung für die Evolutionsgeschichte verschrieben.

Tsering Gyalpo ist Religionswissenschaftler in Lhasa, Weirong Shen Tibetologe in Peking und Guntram Hazod Sozialanthropologe in Wien. Sie bilden gemeinsam die Schwerpunktgruppe *Tibetische Genealogien* und erforschen diese mit den unterschiedlichen Werkzeugen ihres Herkommens.

Michel Chion ist dreierlei: Tonforscher, Filmwissenschaftler und Komponist. Er schreibt über Stanley Kubrick und Jacques Tati, schafft Stücke, die der *musique concrète* zuzuordnen sind, und kommt, wie in unserem Portrait sichtbar wird, bei allem doch immer wieder auf das Verhältnis von Ton, Stimme und Bild zurück.

David Halperins Bücher zur Begriffsgeschichte und Geschichte der Homosexualität zeigen, dass er als Gräzist begonnen hat. Ihm ist es ein Anliegen, den Begriff des Eros von der Konzentration auf die Sexualität, die die Moderne mit sich brachte, zu befreien.

Am *Pfingstwunder* schließlich, ihrem nächsten Roman, arbeitet die Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff. Dass es ihr im Kolleg behagt und gefällt, auch und weil es ihren Beobachtungen zufolge bisweilen *wunder*sam zugeht, mag ihr Text andeuten.

Herzliche Grüße aus dem Kolleg!

Inhalt

8 Wir sind nicht allein!

Im Gespräch gibt der Evolutionsbiologe und Permanent Fellow Paul Schmid-Hempel Einblick in die bisweilen unheimlich anmutende Parallelwelt der Parasiten und ihren Einfluss auf uns. Ein Einfluss, der selbst vor unserem Handeln nicht haltmacht!
von Stefan Klein

Permanent Fellow

16 Sounding Tibet in Grunewald

A religious studies scholar from Lhasa, a Tibetologist from Peking, and a social anthropologist from Vienna are working on "Tibetan Genealogies" together. The topic is just as multifaceted as the intellectual diversity of its members: Tsering Gyalpo, Weirong Shen, and Guntram Hazod
by Michael Oppitz

Fellows 2014/2015

28 „Süß ist das neue Schön"

Die amerikanische Literaturwissenschaftlerin Sianne Ngai forscht über ästhetische Urteile im Alltag
von Hans-Joachim Neubauer

Fellow 2014/2015

36 All Ears (and Eyes)
Michel Chion studies the relationship between image, voice, and sound in cinema from its beginnings to our present day. He is an impassioned listener, interpreter of films, theoretician, diagnostician of contemporary times. And he doesn't hold back in his polemical broadsides against famous colleagues
by Ina Hartwig
Fellow 2014/2015

44 Anderes begehren
Liebeslogik mit Aristoteles und Platon: David M. Halperin untersucht, wie folgenreich Sex, Liebe und erotisches Begehren verwechselt werden
von Jutta Person
Fellow 2014/2015

50 Brief aus Berlin
Das Kolleg
von Sibylle Lewitscharoff
Fellow 2014/2015

54 Bildnachweise
55 Autoren
56 Impressum

Wir sind nicht allein!

Im Gespräch gibt der Evolutionsbiologe und Permanent Fellow Paul Schmid-Hempel Einblick in die bisweilen unheimlich anmutende Parallelwelt der Parasiten und ihren Einfluss auf uns. Ein Einfluss, der selbst vor unserem Handeln nicht haltmacht!

Permanent Fellow

von Stefan Klein

Stefan Klein: Herr Schmid-Hempel kennen sie den Horrorklassiker *Alien*?

Paul Schmid-Hempel: Der Film ist superb. Es gibt ja mehrere Teile, der erste ist der beste.

SK: Er kam 1979 in die Kinos, als ich Teenager war, und hat mir schlaflose Nächte bereitet. Erinnern Sie sich an diesen schrecklichen ersten Auftritt des Aliens? Ein krakenartiges Wesen von einem fernen Planeten hat einen unschuldigen Astronauten umschlungen, aber bald wieder von ihm abgelassen. Alles scheint in bester Ordnung zu sein. Und dann bricht das Alien plötzlich aus dem Brustkorb des Astronauten hervor! Der Mann stirbt natürlich und das Alien verschwindet in der Tiefe des Raumschiffs.

PSH: Bis zum Ende der 1970er-Jahre dachte man, nur milde Parasiten sind gute Parasiten. Der Parasit dürfe seinem Wirt, von dem er ja abhängt, nicht zu sehr schaden. Doch zu der Zeit, als der Film anlief, erkannte man, dass ein Parasit sehr viel virulenter sein kann. Denn sein Erfolg bemisst sich daran, wie viele Wirte er schlussendlich befällt. Solange er in der Lage ist, auf neue Wirte überzugehen, kann der Parasit seinen Wirt auch töten.

SK: Bei der Vorbereitung unseres Gesprächs hat es mich fasziniert zu sehen, wie realistisch *Alien* ist. Die südamerikanische Dasselfliege *Dermatobia hominis* zum Beispiel vermehrt sich genauso wie die unheimliche Kreatur aus dem All: Sie klebt ihre Eier auf den Bauch von Mücken; landet die Mücke auf einem Menschen,

schlüpfen die Larven, bohren sich in den Wirtsorganismus hinein, wachsen dort und brechen ein paar Wochen später als Würmer durch die Haut.

PSH: Ein Kollege hat eine solche Infektion einmal als Souvenir aus den Tropen mitgebracht. Er wollte sie nicht behandeln, weil es ihn interessierte, wie sich das entwickelt.

SK: Was ist aus ihm geworden?

PSH: Plötzlich merkte er, wie sich etwas auf seiner Schulter bewegt. Das war die Larve der Fliege. Im Übrigen ging die Sache glimpflich aus. Er arbeitet noch immer als Parasitologe.

SK: Für viele Menschen gehören solche Szenen zum Ekelhaftesten, was sie sich vorstellen können. Was brachte Sie als Biologen dazu, sich ausgerechnet den Parasiten zu widmen?

PSH: Wir arbeiten ja überwiegend mit Einzellern, die sich in Hummeln und anderen sozialen Insekten einnisten. Die sind unter dem Mikroskop sehr schön anzuschauen und gar nicht eklig. Solche Parasiten haben unglaublich raffinierte Strategien erfunden, um ihren Wirt zu manipulieren und in ihm zu überleben. Beispielsweise verstecken sie sich in bestimmten Geweben, wo das Immunsystem sie nicht sieht. Bei Insekten ist das der Fettkörper, bei uns hausen vergleichbare Parasiten im Augapfel. Sie täuschen auch das Immunsystem mit gefälschten Molekülen. Ich finde es immer noch faszinierend, diesen Tricks auf die Schliche zu kommen. Als ich anfing, trieb mich wohl die Neugier auf das Unbekannte: Da draußen ist etwas, von dem man weiß, es existiert; aber niemand hat damals realisiert, wie bedeutsam Parasiten in der Natur sind.

SK: Man könnte sie als Randexistenzen im großen Reich der Biologie ansehen.

PSH: So dachte man lange. Heute wissen wir aber, dass Parasiten die Mehrzahl der Organismen auf der Erde ausmachen. Ihre genaue Zahl kennt keiner. Schon auf einem gewöhnlichen Flussbarsch leben ungefähr hundert Arten.

SK: Wie viele Arten von Schmarotzern leben auf und in mir?

PSH: Gewiss beherbergen Sie allerhand harmlose Flagellaten im Darm. Möglicherweise sitzt in Ihrer Muskulatur und in der Netzhaut *Toxoplasma gondii*. Mehr als die Hälfte aller Europäer ist mit diesem Einzeller durchseucht, der uns normalerweise ebenfalls keine Probleme bereitet. Und fast jeder trägt lebenslang den Herpes-Virus in sich. All diese sind Parasiten: Arten, die ihren Wirt ausnutzen, ihm schaden und die der Wirt eigentlich loswerden will.

SK: *Alien* hat eine eindrucksvolle Schlusspointe: Der Bordcomputer des Raumschiffs hatte die Besatzung absichtlich zu dem vom Alien befallenen Planeten und damit in den Tod geschickt. Die Maschine war nämlich darauf programmiert, das perfekte, weil unzerstörbare Leben zu finden. Halten Sie es für denkbar, dass Parasiten dem freien Leben überlegen sind?

PSH: Der Begriff „überlegen" ist immer gefährlich. Informativer und richtig ist: Parasiten können das Verhalten des Wirts völlig reprogrammieren. Man ist erstaunt und erschüttert zu sehen, was es da alles gibt. Wie bei allen Wirbeltieren, so ist auch unser Genom voller Retroviren. Die meisten sind erst vor ein paar Jahren durch das *Human Genome Project* zutage getreten. Was sie alle tun, weiß derzeit niemand. Aber es besteht die unheimliche Befürchtung, dass einige Retroviren unser Handeln manipulieren.

SK: Nun sind wir den Viren und Mikroorganismen, Flöhen und Würmern, die sich in unserem Körper breitmachen und vielleicht sogar unsere Entscheidungen bestimmen wollen, nicht schutzlos ausgeliefert. Jeder Organismus hat ein Immunsystem und Wirbeltiere haben sogar ein äußerst leistungsfähiges. Verglichen damit sind die meisten Parasiten ziemlich einfach gebaut. Warum gelingt es nicht, sie niederzuringen?

PSH: Weil Parasiten unglaublich variabel sind. Selbst innerhalb einer Art hat jeder von ihnen ein anderes Gesicht, wenn Sie so wollen. Das erschwert es dem Immunsystem, die Schädlinge zu erkennen. Auch nutzen Parasiten gezielt Schwachstellen im Immunsystem aus. Natürlich passt sich der Wirt immer wieder den Bedrohungen an. Aber oft hat der Parasit den entscheidenden Vorsprung. In den letzten Jahren haben wir erkannt, in welchem Maß der Wettlauf zwischen Wirten und Parasiten eine Triebkraft der Evolution ist. Ihm verdanken wir es wahrscheinlich, dass wir genetisch so variabel und damit individuell verschieden sind oder dass wir überhaupt Sex haben. Denn ist es nicht seltsam, dass die meisten Lebewesen sich geschlechtlich vermehren?

SK: Sex als Mittel der Fortpflanzung ist gnadenlos ineffektiv ...

PSH: ... nicht nur, weil Sie zwei Eltern brauchen, um einen Nachkommen in die Welt zu setzen. Auch dass Sie als erfolgreiches, gut angepasstes Individuum nicht Ihr ganzes, sondern nur Ihr halbes Genom weitergeben und dies auch noch neu zusammenwürfeln, erscheint doch absurd. Warum sollte das sein?

SK: Die übliche Antwort ist: Sie wissen ja nicht, ob ihr Genom immer noch optimal ist, wenn die Lebensumstände sich ändern. Sex dient der genetischen Durchmischung. Er erzeugt immer wieder neue Kombinationen von Genen und dadurch Vielfalt, die sich in einer möglicherweise veränderten Umwelt bewährt.

PSH: So haben es Evolutionsbiologen lange gesehen. Aber meist verändert die Umwelt sich langsam, im Lauf von mehreren Generationen. Den Preis für die sexuelle Vermehrung dagegen bezahlen die Eltern sofort. So gesehen kann sich der Sex nicht lohnen. Was sich allerdings sehr schnell verändert, sind die Parasiten.

SK: Sie meinen, es gibt zwei Geschlechter und sie treiben Sex, nur um mit ihren Schmarotzern fertig zu werden?

PSH: Die Theorie stammt von William Hamilton, dem großen englischen Evolutionsbiologen. Sie ist nicht die einzige, um sexuelle Fortpflanzung zu erklären. Aber viel spricht dafür. Beispielsweise wurde in Neuseeland eine Schneckenart untersucht, die sich sowohl geschlechtlich als auch ungeschlechtlich vermehren kann. Je stärker die Tiere von Parasiten befallen waren, umso öfter pflanzten sie sich geschlechtlich fort. Offenbar ist genetische Vielfalt und damit Sex eine Antwort auf die ständige Bedrohung durch Parasiten. Wenn sie nicht wären, dann hätten wir viel mehr genetischen Einheitsbrei. So haben die Parasiten dazu beigetragen, dass wir uns voneinander unterscheiden. Wir verdanken ihnen unsere Individualität. Ohne sie wäre unsere Welt eine ganz andere.

SK: Gewiss ist es hilfreich, wenn Ihr Immunsystem anders funktioniert als meines – so wird die nächste Grippewelle eher nur einen von uns beiden erwischen. Aber ich bezweifle, ob dies alle genetischen Abweichungen erklärt. Sie haben blaue Augen, ich braune. Was sollen verschiedene Pigmentierungen der Pupille schon gegen Parasiten ausrichten können?

PSH: Sie haben recht: Zunächst geht es wirklich nur um die Gene, die für die Interaktion mit den Parasiten wesentlich sind. Aber dort herrscht die größte genetische Vielfalt. Die Evolution ist wie ein Potemkin'sches Dorf: Von Weitem sehen Sie nur eine ziemlich uniforme Fassade. Ob einer nun blaue oder braune Augen hat, Sie erkennen ihn als Menschen. Diese äußeren Merkmale sind auch ziemlich beständig. Aber für das Funktionieren des Organismus ist die Fassade meistens ziemlich unwichtig. Und wenn Sie dahinter blicken, sehen Sie ein ganz anderes Bild: Da ist alles in Bewegung – Krankheitserreger kommen und gehen, das Immunsystem passt sich an, Gene werden ein- und ausgeschaltet und im Lauf der Generationen verwandelt sich auch das ganze Genom. Und manchmal wird bei diesen Umbauten eben ein Teil der Fassade mitgenommen: zum Beispiel, wenn Gene, die die Augenfarbe regeln, mit solchen für eine bestimmte Immunreaktion gekoppelt wären.

SK: Charles Darwin beschrieb die Evolution bekanntlich anhand der Schnäbel der Finken: Die einzelnen Arten bildeten sich heraus, weil jede der Galapagosinseln unterschiedliche Nahrung anbot und daher verschiedene Schnabelformen begünstigte. Ich vermute, Sie würden

die Schnabelformen eher als ein Teil der Potemkin'schen Fassade ansehen. Als Antrieb der Evolution zählen für Sie weniger die Würmer, die die Vögel picken, als vielmehr die Würmer in den Därmen der Tiere.

PSH: Ich behaupte ja nicht, dass Futter, Nistplatz und all das, was die Evolutionsbiologen über Jahrzehnte untersucht haben, unwichtig wären. Aber schon wahr: Wir sehen heute eine neue Dimension der Evolution. Da hat sich uns eine faszinierende Tür aufgetan.

SK: Vielleicht erleben Sie ungefähr das, was die Festkörperphysiker zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts erfuhren: Plötzlich wurde ihnen klar, dass Kristalle nur scheinbar massiv sind, tatsächlich aber aus Atomen und Leerräumen bestehen. Und nur wer diese inneren Strukturen versteht, versteht den Kristall.

PSH: Die Situation ist durchaus vergleichbar: Wir dringen von einer Außenperspektive gewissermaßen zur tieferen Schicht des Naturgeschehens vor. Dadurch sehen wir subtile Effekte in der Evolution, die wir uns vor Kurzem nicht einmal vorstellen konnten.

SK: Faszinierend finde ich zum Beispiel das Bakterium *Wolbachia*. Es kann das Sexualverhalten seiner Wirte manipulieren.

PSH: *Wolbachia* lebt in den Zellen, meist von Insekten. Ganz gleich, ob Sie einen Käfer, einen Schmetterling oder eine Ameise vom Boden aufheben, das Tier ist wahrscheinlich befallen, und zwar seit der Geburt. *Wolbachia* sorgt nämlich dafür, dass sich infizierte Insekten nur mit ebenfalls infizierten Partnern fortpflanzen können. Paart sich ein befallenes Tier dagegen mit einem nicht befallenen, so werden die molekularen Signale des Parasiten dafür sorgen, dass keine Nachkommen entstehen.

SK: Der Parasit züchtet sich seine Wirte.

PSH: Eine teuflische Strategie: Alle, die sich von *Wolbachia* nicht anstecken lassen, werden einfach eliminiert.

SK: Dafür zahlt *Wolbachia* allerdings teuer. Wenn nur ein Elternteil befallen ist, verzichtet es auf Verbreitung in die nächste Generation.

PSH: Das ist eine Art Bösartigkeit, *spite*. Aber die Strategie lohnt sich trotzdem. Außerdem ist ein Mangel an befallenen Weibchen für *Wolbachia* gar kein Problem: Dann schafft sich der Parasit die Mütter, die er braucht. *Wolbachia* kann nämlich gleichsam für Geschlechtsumwandlungen sorgen. Molekulare Signale, die wir erst allmählich verstehen, lassen aus den Samenzellen von befallenen Männchen funktionsfähige Eizellen werden. Jetzt muss sich das feminisierte Männchen nur noch mit einem anderen Männchen paaren und *Wolbachia* lebt fort in der nächsten Generation ...

SK: ... durchaus nicht nur zum Schaden des vom Mann zur Frau gewordenen Wirts: Der nämlich hat eine ungewöhnliche Chance bekommen, sich zu vermehren. Offenbar können Parasiten ihren Wirten auch nützen.

PSH: Ja. Bei *Wolbachia* hat sich vor Kurzem herausgestellt, dass es die befallenen Tiere vor bestimmten Virusinfekten schützt. Wie genau es das macht, wissen wir noch nicht. Hier hat der Parasit offenbar ein Interesse daran, dass der Wirt, seine Ressource, gedeiht.

SK: Aber mit welchem Recht nennen Sie den Eindringling dann noch einen Parasiten? Ich würde sagen, er lebt mit seinem Wirt in Symbiose.

PSH: Die Begriffe in der Biologie sind selten scharf. Tatsache ist, dass sich Wirt und Parasit gemeinsam weiterentwickeln. Die Frage ist nun, wie wird der Interessenkonflikt zwischen beiden gelöst? Die Koevolution kann in desaströsen Verhältnissen enden, wie bei Ebola. Oder eben in einer Symbiose.

SK: Oder sogar in einer Verschmelzung von Schmarotzer und Wirt! Denken Sie nur an die Retroviren, die Teil unserer DNA wurden. Vielleicht gingen sogar die Mitochondrien, die Kraftwerke unserer Zellen, aus parasitären Bakterien hervor.

PSH: Dieser Vorgang ist auch belegt; unklar ist lediglich, ob die Vorfahren von Mitochondrien frei lebende Parasiten waren.

SK: Jedenfalls kommen wir nicht mehr ohne sie aus. Haben sich Wirt und Parasit erst einmal soweit angenähert, erübrigt sich die Abwägung, wer da eigentlich wen manipuliert. Darum frage ich mich, ob es nicht zu kurz greift, nur den Interessengegensatz zwischen dem Wirt und seinen Parasiten zu sehen.

PSH: Ich bekenne mich schuldig. Ich habe auch einmal eine meiner Arbeiten mit dem Wort „war“, Krieg, überschrieben. Andererseits ist klar, dass Wirt und Parasit einander nichts schenken. Hinter der Potemkin'schen Fassade herrscht ein Dauerkonflikt der Interessen. Man darf sich dieses Ringen zwischen Wirt und Parasit nicht als die große Entscheidungsschlacht, sondern viel eher wie eine Folge von täglichen Abnützungen vorstellen, deren Konsequenzen aber überhaupt nicht so schlecht sind.

SK: Wie in einer Ehe.

PSH: Ja (augenzwinkernd). Weder kann man miteinander, noch wird man einander los. Weil aber die Partner verschiedene Interessen haben, versuchen sie ständig, einander ein Schnippchen zu schlagen. Am Ende muss jeder Kompromisse eingehen.

Sounding Tibet in Grunewald

A religious studies scholar from Lhasa, a Tibetologist from Peking, and a social anthropologist from Vienna are working on "Tibetan Genealogies" together. The topic is just as multifaceted as the intellectual diversity of its members: Tsering Gyalpo, Weirong Shen, and Guntram Hazod

Fellows 2014/2015

by Michael Oppitz

What is it that might be particularly attractive about one of the Wissenschaftskolleg's focus themes – the culture and history of Tibet? In the first place the field of "Tibetology" itself, which during the past three or four decades has experienced a phenomenal upswing and exercised a magnetic attraction upon a younger generation. A succinct title such as Günter Eich's *Ein Tibeter in meinem Büro* (1970; *A Tibetan in My Office*) – surreal, eccentric, laconic – today sounds almost like an everyday utterance. Tibetology has long been a fixture of university curricula, a field of immense variety. The manifold nature of that field, which itself reflects an extremely diverse culture, can be seen in the interests of three researchers brought together by the Wissenschaftskolleg – a Tibetan, a Chinese and an Austrian.

Tsering Gyalpo from Lhasa has made a name for himself in having discovered cultural sites in western Tibet – on the foundations of the old Guge Kingdom in the Sutlej River Valley and to the southwest in the adjacent former Purang Kingdom along the Karnali River. It was in the Guge region where Tsering Gyalpo located a number of previously unknown caves with wonderful Buddhist mural art from the fourteenth and fifteenth centuries, making them accessible to scholars for the first time through publication of his research and findings; and in Purang, with the help of a small team of colleagues – using manuscripts and inscriptions found at the site – he was able to gather ethnographic, historical and artistic evidence as it pertained to the tenth-century Khorzhak Monastery. Here too his particular focus was the surviv-

Jack Wolfskin
Jack Wolfskin

ing works of art, especially those temple paintings from the tenth to fifteenth century along with what are most likely the oldest woodcarvings in western Tibet. As scion of a nomadic family with whom he wandered the western Tibetan uplands as a youngster, Tsering developed an alertness to the multifarious landscape which proved advantageous for his explorations of the craggy and almost impassable terrain. And the ceaseless peregrinations of his youth are also likely to have sharpened his ear for stories of the settled peasantry – an interest that has meanwhile exhibited itself in his research on local oral traditions.

Shen Weirong, from Beijing, made his initial mark as an historian and philologist with a biographical work on the first Dalai Lama, Gendün Drub (1391-1474), a pupil of Tsongkhapa, who was founder of the Gelupga order. Shen's is a multi-layered historiographical study on the life and work as well as the institution of the Dalai Lama while at the same time providing a general history of the Gelugpa school. This was his doctoral dissertation submitted to the University of Bonn in German and accompanied by annotated translations of two Tibetan biographies of the first Dalai Lama. Shen's gift for languages (among others classical Chinese, Tangut, Uyghur, Mongolian) blazed the trail for his expansion of research on Buddhism beyond Tibet and China into Central Asia. From the eleventh to the fifteenth century it was primarily the Tantric form of Tibetan Buddhism that gained traction in the Central Asian regions – the Xixia Kingdom of the Tanguts, the Uyghur areas of settlement, and China of the Yuan and Ming dynasties. Shen Weirong traced the Central Asian imprint on Tantric Buddhism by way of comparative textual criticism – old Uyghurian writings from the Turfan collection in Berlin; Tangut texts from findings made in the desert city of Khara Khoto, today housed in St. Petersburg; manuscripts from the Dunhuang Caves, now to be found in Paris; and Chinese translations from the Tibetan presently housed in state and national libraries in Beijing and Taipei. It is by grace of this comparative philology and its cultural contextualization that Shen hopes to gain new insight into the religious history of Tantric Buddhism in the catchment area of the Silk Road.

The third member of our group, Guntram Hazod from Vienna, whose fieldwork took him from Dolpo in northwest Nepal across the main Himalayan range to Tibet, gradually shed the broad label of social anthropologist for more concrete indicators of where his real interests lay, calling his work "historical anthropology" and more specifically "historical geography," which conjoins various methods to conceive a new historical picture, for instance of imperial Tibet from the seventh to the tenth century. Ethnography, textual analysis, cartography, satellite images, iconography and documentary photography are his coequal tools in reconstructing the past and interpreting it anew. It was together with Per Sørensen from the University of Leipzig – who

supplements Wiko's Tibetologist team for a short while – that Hazod applied this system to the large-scale project *Rulers on the Celestial Plain*, a joint study of the Valley of Lhasa as a showplace of religious and secular power in medieval Tibet. This methodological approach is also presently being applied to a research project on the burial mounds of central Tibet from the fourth to the tenth century, i.e. from that period before establishment of the Tibetan empire through to its denouement. In terms of the current research – depending on the operative research intention – Hazod also speaks of landscape ethnology or landscape archeology. In documenting the burial sites of pre-Buddhist Tibet and the country in its early stages of Buddhism, our customary view is being expanded beyond the narrowly conceived geographic space to encompass early forms of burial in Central Asia, which, we assume, exerted not only a decisive influence on the development of Tibetan tumulus traditions but also upon central features of Tibetan kingship. The geographic trajectory of this comparative perspective is similar to that pursued by Shen Weirong with his textual criticism.

If one directly juxtaposes the individual achievements and projects of the three Tibet researchers with one another, they make for a wide spectrum of approaches – art history, the history of monasteries, epigraphy (Gyalpo), historiography, schools of Buddhism, philology, comparative textual criticism of Tantric writings in various languages (Shen), historical geography and ethnography, political and landscape anthropology, archeology, oral tradition (Hazod). They are all united by a strongly historical view that encompasses both large swaths of geography and chronology, this latter ranging from the pre-Buddhist period to the present day. The various approaches in this methodological system are also accompanied by the researchers' assorted points of departure – an internal perspective in the case of Gyalpo, an adjoining and at the same time contrasting view in terms of its political underpinning where Shen is concerned, an external European perspective in the instance of Hazod. There is possibly explosive potential here; while at the same time, for the Wissenschaftskolleg, it creates a very attractive occasion for intellectual debate.

Political developments during the last sixty years have of course impacted not only scholarly approaches to research on Tibet but also the thematic spectrum of that research. For a long time ethnographic field studies undertaken by foreigners were forbidden and were only then later permitted in restricted fashion. This helps to explain why, for a very long time, Tibetologists from the West largely confined themselves to textual studies. The imbalance between text-based and ethnographic research is still discernible today. But in the last twenty-five years Hazod and his comrades-in-arms, among them Gyalpo and Sørensen, have had the privilege of being able to research time and again historic sites in Tibet and identify old historical toponyms as the names of real places while simultaneously cross-referencing

them with still vital customs – that is to say, carrying out historical research and archeology with the aid of one's own ethnographic investigations.

The last and likely most important reason for the general interest in Tibetology at the Wissenschaftskolleg is owing to the various species and characteristics of "genealogies" that are here being jointly studied. In Tibet this means certain types of ancestry, or descent relationships, each of which functions as a self-contained system but which can still have a reciprocal impact on each other.

The first type is the biological genealogy – lineage constituted by physical kinship. As in all societies, every person is a link in such lines of descent, independent of whether and to what purpose that person might invoke his lineage, independent of whether it has been drawn up in written form, and independent of how far back it might be traced. In Tibet a clear distinction is made between a person's patrilinear and matrilinear lineage – the former is called the "bone line" and the latter the "flesh line." Flesh and bone together constitute the essence of a person. Traditionally the female or flesh line is often held to be responsible for a person's genetic characteristics whereas the male or bone line determines who may marry whom. Individuals with the same bone line are off limits to each other whether as a basic principle or merely for a prescribed number of generations. The bone line requires exogamy. Irrespective of one's class or status – whether a simple peasant or shepherd or an aristocrat – every individual is beholden to the exogamy dictate of his or her paternal clan. In aristocratic lines a person's membership in a clan carried particular weight in that one married into other equally prominent clans so as to forge alliances that were important in helping consolidate and expand one's own power and standing. It is a remarkable fact that the classificatory division of biological kinship into bone and flesh lines can be found not only in traditional Tibet but in numerous local cultures in the Himalayas, in Mongolia, and in several Central Asian societies – and this being independent of the respective languages. Bone and flesh (or bone and milk) therefore is a conceptual interpretation of kinship that is extremely widespread.

After the universal genealogies of physical descent, a second one that is perceived as characteristic of Tibet is the so-called line of transmission, an ecclesiastical institution applicable to Buddhist clerics. This form of "genealogy" registers and recalls which pupils in a certain monastic order had which teacher and whom these in turn had for teachers – i.e. it records the diachronic transmission of certain preferred strains of religious teaching from one generation to the next, and those individuals appearing in the genealogy who are considered true and rightful exponents of that wisdom. Lines of transmission can be found in all the various permutations of Tibetan Buddhism. These are open systems that do not depend on physical parentage. They are also open in the sense that they operate independent of local or regional ancestry,

ethnic extraction and national provenance. It has been said that such lines of transmission are an internal invention of Tibetan Buddhism. This may be true of those that have been fixed in writing, but within the confines of the nameless little local religions of the Himalayas there are other lines of transmission that are performed verbally and passed down from mouth to ear in ritual song by religious specialists who do not fundamentally avail themselves of the written word.

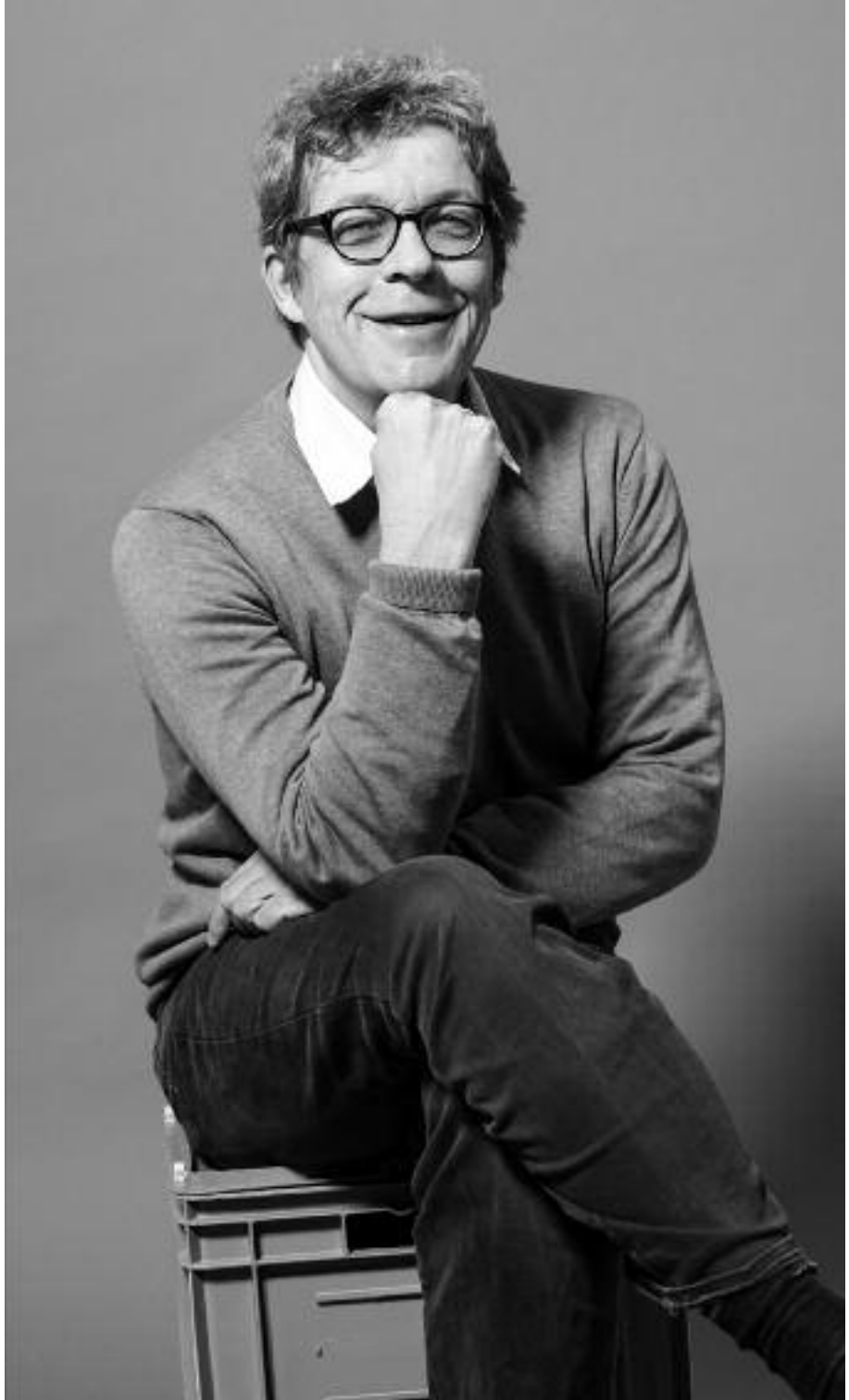
A third and even more open type of genealogy is the line of incarnation. It completely ignores the physical lineage and social milieu of a candidate for reincarnation in relation to his forerunner. As a general rule any child can be a candidate for reincarnation. The selection of a successor to be reincarnated – and the accompanying transmission of character traits of the deceased to a living person of the next or the second-to-next generation – is based on a testing procedure monitored by a jury. The candidate is most often a child without any personal ambition for the distinction and he must not only exhibit the character traits of his predecessor but must first and foremost identify – from amongst a plethora of submitted objects – those as his own which had in fact belonged to his precursor. It is through selection of the proper objects that a child proves he is the incarnation. It is of no concern to the testers if the procedure has been manipulated or left to only marginal chance – the chosen one is he who has successfully passed all the tests no matter how irrational they might appear. The sequence of incarnations, which emerged over generations from the repetition of this vetting process, was probably introduced relatively late into Tibetan Buddhism, likely in the thirteenth century in tandem with the emergence of monastic hegemony and against the political backdrop of the Mongolian Yuan dynasty in China. The most famous of the incarnation lines is that of the Dalai Lama, reaching back to the eternal age of gods and Avalokiteśvara, who according to the mythical tradition was the first to bring civilization to the Tibetans. On account of their spatial expanse and genealogical intermeshing with seven main lines, the sequence of Karmapa incarnations in particular could and can be termed a global system. Whereas those in the line of succession in Tibet traditionally traveled from village to village and from camp to camp to be revered as "living Buddhas," today Western offshoots can be found once more in modern centers of learning that may nevertheless be regarded as genealogical sub-branches. The incarnation phenomenon is also a fixture among the tribal societies of the Himalayas where local shamans instead of lamas are reborn along similar testing lines. This fact raises certain questions – namely how have Buddhist practices impacted non-Buddhist ones and how were pre-Buddhist practices seized upon and modified by Buddhism?

In a loose sense one can also speak of genealogies with regard to the historical constitution of Tibetan Buddhism as a whole – the influences that formed it from the inside and the outside both. On the one hand

there were the cultural influences exerted on Tibet from India, China and Central Asia and which in turn were transformed into a unique amalgam upon the Tibetan highlands. These influences have been well researched and documented. On the other hand almost no research at all has been done on much older affinities that point in the direction of western Central Asia or on those adaptations that have their sources in diverse societies of the Tibeto-Burmese region or even among the Siberian peoples. Numbering among these are the tribal and local societies of the bordering Himalayan countries. Even though ethnographers over the years have presented us with a sufficient number of detailed descriptions to permit of considered reflection, these societies have been largely neglected by scholars who see them as having had no impact on one of the great writing cultures owing to the fact that they have no written tradition themselves. Included in this group, and perhaps even more markedly, are those traditions of pre-Buddhist Tibet that are often subsumed under headings such as "religion without name" or merely "Bon." It is naturally problematic in the case of such slow and smoldering processes – in which individual protagonists are difficult to separate out – to speak of genealogies in the strict sense but only as a rough analogy.

Use of the word "genealogy" is also analogous in a more concrete sense when, as Hazod suggests, one applies it to the animal kingdom. Meant by this is a ritual content that Hazod ascertained in the course of his research on burial sites in old Tibet and whose vestiges can still be seen in ongoing tribal traditions. In what are apparently very old burial rites in the Himalayas, certain animals were saddled with the important task of accompanying the deceased on his final journey from the human sphere into the transcendental or extraterrestrial realm. They were to guide him along this path and serve as lead or assistant animal into the Great Beyond, this wholly based on the profane model of those animals to whom were assigned a certain role – as lead animals or carriers of provisions and commodities – on those customary treks of transhumant herds, nomadic wanderings or on trade routes. The animals characteristically chosen for these tasks in the death rites were those which had shown themselves particularly suited to such tasks in everyday life – sheep, horses, yaks. At the end of their service as escorts to the dead, a gift of them was then made to the deceased through their sacrifice. The number of animals sacrificed depended on the honor in which the deceased was held. Most important was that the animals be of value and that one could show a lineage analogous to that of the deceased. The genealogical attestation, the pedigree, or bloodline not only increased the gift-giving worth of the sacrificial animal but the esteem in which the deceased was held.

To the degree that the genealogies extend from the earthly present to the deceased's post-earthly future on into the extraterrestrial world – evident in the example of the old burial rites – the keepers of the genealogical



tree also took the opportunity to extend their backward gaze beyond the historically accredited bearers of the line and into the mythical age and genesis of the tribe as well as the nation itself, and even into the origins of the human race and the world of the gods. This extension of the line of whatever type – the biological descent, the transfer of religious knowledge in the transmission lines, and of course reincarnation – into the non-human world was not only attestation of the truth that the transcendent plane was conjoined with the verifiable reality of historical figures, but also the genealogically linked historical figures are elevated, as it were, through their link to the lofty sphere of the supernatural. For instance, in Tibet of the imperial epoch it was through this very stratagem that the royal line was exalted as the rightful heirs to divine genealogical relationships – as those individuals who by grace of their transcendent lineage carried forward the business of the divine on earth. For their part the aristocratic clans in Tibet – and in a similar fashion the clans of indigenous tribes in the Himalayan uplands – have interwoven their respective genealogical histories with the history of their migrations and wanderings and integrated them into their rituals. It was together with certain healing and burial ceremonies that religious specialists staged (and still to this day stage) ritual voyages that took the form of mythical chants narrating routes to the origins of the relevant tribal group. In such chants there are long lists of place-names which function as intermediate stages in the backward journey and are interwoven with lists of those ancestors who of course set out on the route of their migration in the exact opposite direction.

The elite strata in Tibet had their genealogies consistently fixed in writing, thus taking the physical form of documents which they could present at any time as proof of the historical facticity of those genealogies. Such writings served as a means of attestation particularly when other forms of substantiation were lacking. Genealogies and dates pertaining to one's glorious past could also be altered with the aid of such writing. Histories could be set down on paper, stone or metallic writing surfaces, integrated into appropriate rites and once more deployed as evidence. The transcription of genealogies helped not only to ensure the survival of their record but also the reliability of that record. Societies that did not rely on writing to nurse their traditions – because they were wholly illiterate or rejected writing as a dangerous tool in the abuse of power – were by contrast manifestly disadvantaged; though there is a tendency to exaggerate the fragility and ephemerality of their kind of history and transmission, for many of the richer oral traditions have proven to possess great resiliency and endurance. Others have perished even more silently than the quiet crackling of burning paper. But the preservation of oral traditions is fundamentally threatened from within when the medium itself is at stake – when the knowledge of the forefathers is for whatever reason not committed to memory by succeeding generations – and the genealogies that

were previously sung at length in the oral recitals grow shorter.

Wiko's Tibetologists resolved to undertake a collaborative investigation of Tibet's various types of genealogy in terms of their distinctive features and characteristics. At the same time they want to discover how these genealogies were interrelated – how they intersected, how they fortified or modified one another, and how they competed with one another. As mentioned at the beginning of this piece, genealogy played a fundamental role in neither the search for a reincarnation nor in the selection of a disciple for the line of transmission. But it did play a secondary role insofar as after the selection was made the members of an old aristocratic line, which was naturally based on biological lineage, would place a clerical line of transmission under its territorial protection and in this way strengthen or in fact weaken it by then favoring another line. Outstanding personalities in a line of transmission, for their part, could use their prestige and standing either to shine a political light on a clan or distance themselves from it. There are also historical examples of representatives of the incarnation line exercising this option. Contingent on the political conditions and depending on whether the head of the line, the Dalai Lama, or a Karmapa or Sakyapa were involved, alliances would be concluded with other lines, be they clans or teachers in a certain line of transmission, or they would be reconfigured within the power structure.

Whether in and of itself or in combination with one or more types of genealogies, any genealogical system constitutes a mobile and manipulable means of reshaping both social conformations and cultural nexuses for practical, political or ideological goals and – beyond legitimating its own authority – in effectuating a certain vision of reality. Throughout the highlands of medieval Tibet these systems formed networks so dense that they had the complexity of a modern-day road map. Once these genealogical networks are collated and mapped out, it will be possible to have not only the habitual diachronic but a synchronic overview of matters that allows for lateral movement, as it were, with every junction permitting one to embark in a new direction.

This shift in perspectives expands the potential for drawing certain historical conclusions. It is an approach that affords a closer look at historical correlations and which can serve as an exemplary visual model for entirely different historical spaces and cultures.

„Süß ist das neue Schön“

Die amerikanische Literaturwissenschaftlerin Sianne Ngai forscht über ästhetische Urteile im Alltag

Fellow 2014/2015

von Hans-Joachim Neubauer

„Was das wohl sein soll?“, fragt Sianne Ngai. Interessiert betrachtet sie das kleine Ding auf ihrem Handteller. „Es sieht so aus, als solle es etwas Nützliches sein, im Wesentlichen ist es aber ein apfelartig geformtes Ding aus Plastik, in Pink. Oben ist eine Plastikblume in Gelb, Pink und Grün, und sie bewegt sich.“ Tatsächlich winkt die Blume, angetrieben durch eine Fotozelle, mit ihren Blättern. „Ich weiß nicht, wozu das dienen soll“, überlegt Sianne, „vielleicht will es ja bloß unsere Aufmerksamkeit erregen. Es schaut uns an und fragt: ‚Magst du mich?‘ Extrem irritierend!“ Sie schaut sich fröhlich um. Gibt’s hier noch mehr Gimmicks?

Bei unserem ersten Treffen im Wissenschaftskolleg erzählte Sianne Ngai von all den kleinen Dingen, die überall auftauchen, wo sich Touristen zeigen, überall, wo es nett und lustig zugehen soll. Wo also interviewt man eine moderne Intellektuelle, die so seltsame Dinge wie Gadgets und Gimmicks erforscht? Im Technik-Museum? Oder im DDR-Museum am Dom? Am Ende entschieden wir uns für die *Mall of Berlin* am Leipziger Platz, ein Symbol für den Triumph des Konsumismus über die Stadtplanung. A really gimmicky place!

Auf dem Weg dorthin plaudern wir ein wenig übers Rauchen in Berlin und über Clubs, in denen sie war. Und über Dewey, ihren Hund. Der ist mitgekommen aus Stanford nach Berlin. Es regnet, also rein ins Konsumparadies. Ngai schaut sich um. „It’s so American“, ruft sie und lacht. Welcome home!

Das war vor zehn Minuten. Vorsichtig, als ginge es um ein Kleinod aus Meißener Porzellan, stellt Ngai den surrealen Plastikapfel zurück auf seinen Platz. Die Blume winkt noch ein paarmal ihr „Magst du mich?“, dann gibt sie auf und lässt die Blätter hängen. „Bei uns in Amerika gibt’s zum Beispiel Bananenschneidemaschinen“, sagt Ngai und lässt ihren Blick über großäugige Stofftiere, heitere Schlüsselanhänger und fröhlich bedruckte Kaffeetassen schweifen, für die eine der besten Adressen Berlins bebaut wurde. „Bananenschneidemaschinen. Habt ihr sowas hier auch?“

Gimmicks locken mit einem Versprechen. Etwa dem, Arbeit zu sparen. Wozu sonst bräuchte man Bananenschneidemaschinen? „Gimmicks, das sind Dinge oder Techniken, die sich durchschauen lassen. Sie zeigen, wie sie tun, was sie tun.“ Sie machen die Logik, wie sie den intendierten Effekt produzieren, transparent, hätte ein berühmter Berliner Flaneur und Philosoph wohl gesagt, hätte er je die surreale Blume des blöden Winkens gesehen. Gimmicks lösen zwiespältige Gefühle aus: Man bemerkt sie mit Sympathie, freut sich kurz an der in ihnen präsentierten überraschenden Idee. Zugleich fühlt man sich abgestoßen; sie mögen zwar, rein theoretisch, Zeit und Arbeit sparen, zugleich aber sind sie billig. Sie sind technoide Mahnmale des Überflusses und des Überflüssigen zugleich. Niemand braucht sie wirklich. Damit das Billige billig ist, wird es billig produziert. Dazu braucht es Niedriglöhne und Maschinen. Billige Dinge, billige Menschen, winkende Blumen. „Und je

billiger Maschinen sind, die wir als Gimmicks kaufen können, desto sicherer ist, dass sie von Maschinen gebaut werden, die billiger produzieren als Menschen."

Our Aesthetic Categories – zany, cute, interesting hat Sianne Ngai ihr zweites Buch genannt, „Unsere ästhetischen Kategorien: irre, süß, interessant". Nach langem Suchen finden wir in einem Eiscafé endlich einen ruhigen Platz. *Malls* machen müde, zumal wenn sie so viel *Irres, Süßes, Interessantes* bergen wie diese. „*Cute* ist ein Weg, jemanden zu infantilisieren, zu verniedlichen", sagt Ngai, „*cute* antwortet auf ästhetische Machtlosigkeit!" Was ist daran so bemerkenswert? Es muss doch auch Worte für das Niedliche, Süße, Harmlose geben. Ja, sagt Sianne Ngai, aber „süß" ist nicht irgendein Wort, es wird inflationär gebraucht, es ist überall zu lesen und zu hören, und: „*Cute* hat auch eine dunkle Seite. Je mehr Macht wir über etwas ‚Niedliches' haben, desto ‚niedlicher' scheint es uns." Süßes lässt sich verschlingen, „you simply want to devour it", sagt Ngai . Am Nachbartisch sitzt eine Frau mit dunkler Jacke und spricht leise mit ihrem Begleiter; ab und an schaut sie herüber zu uns, nickt, lächelt wissend.

Ngai meint es ernst: Tatsächlich verhandele *cute* den Aspekt der Konsumption, des Verbrauchs einer Ware. Damit kommt die Genderfrage ins Spiel: Schon Edmund Burke bringe das Schöne mit dem Weiblichen zusammen, mit Macht- und Sprachlosigkeit, meint Ngai. „Cuteness is our new beauty", sagt sie. Süß ist das neue Schön. Erst vor dem Hintergrund der Machtfrage entfaltet sich die Bedeutung von *cute*: Es ist eine Strategie, das Machtlose und Überwindbare ästhetisch anziehend zu machen. Wer kennt sie nicht, all die Stofftiere an Rucksäcken erwachsener Männer und Frauen, die „lustigen" Aufkleber auf Vorstadtzweitautos, die augenzwinkernd „ironisch" daherkommenden Chef-Witz-Sprüche auf Bürotassen? Das Süße und Harmlose kolportiert, dass man harmlos genug ist, sich mit infantilen Harmlosigkeiten zu umgeben. Wer einen süßen Knuddelbär als Rucksack-Trophäe präsentiert, muss selber süß sein. Doch wie einst die Gremlins dehnen die Kuscheltiere ihr Einflussgebiet aus. Siegreich baumeln sie an Handys; als „lustig" grinsende Emoticons haben sie die elektronische Kommunikation erobert – das nackte Grauen.

Ob Ngai selbst schon einmal als *cute* oder *zany* bezeichnet wurde? „Gute Frage", sagt sie und lacht wieder ihr helles Lachen, „als Kind hatte ich eine große Brille und war ziemlich klein, aber süß fand mich wohl niemand." Sie wollte auch gar nicht süß sein, erinnert sie sich, und wäre es doch immer wieder auch gerne gewesen, schließlich bedeutet Süßsein auch eine Art von Integration – nämlich in ein abgesichertes ästhetisches Schema. Widersprüchliche Gefühle. „Als Frau, als Asiatin, die in den USA aufwuchs, hatte ich es immer wieder mit Zuschreibungen wie *cute* zu tun", sagt Ngai und erzählt von dem „low level"-Rassismus, den sie schon als Kind kennenlernte. Für sie wurde *race* früher zu einem zentra-

len Begriff als *gender*, sagt sie. 1971 geboren, wuchs sie mit zwei Schwestern in Virginia auf. Ihre Eltern, beide chinesische Einwanderer, hatten einander in Chicago kennengelernt, der Vater Mathematiker, die Mutter eine der wenigen promovierten Chemikerinnen ihrer Generation in den Vereinigten Staaten.

„Ich bin eine Frau aus dem Süden." Für Ngai beginnt der US-amerikanische Süden in Baltimore. Es war nicht weit nach Washington, D.C. mit seiner ethnischen Vielfalt. „Es gab halt rassistische Strukturen", sagt Ngai, doch der gewöhnliche, alltägliche Rassismus, den sie kennenlernte, war „nicht so schlimm", man wurde nicht physisch bedroht. Dennoch: „Das hat mich schon ein wenig geprägt." Es sind widersprüchliche Gefühle, die das Mädchen Sianne erlebt. Widersprüchlich sind auch die Konzepte, die die Forscherin heute mit *cute, zany* und *interesting* identifiziert: *Cute* erzählt von Zärtlichkeit und Aggression; *interesting* transportiert intellektuelle Beteiligung und zugleich ästhetische Indifferenz bis hin zur Langeweile, *zany* spricht von Freude und Stress.

Interesting gehört zu den fast automatisch geäußerten Reaktionen, wenn es darum geht, zu einem Faktum oder einem Ereignis Stellung zu beziehen. Anders als *cute* hält es das ästhetische Urteil zurück. Oft dient es auch dazu, Unsicherheit, Unklarheit auszudrücken. Wer *interesting* sagt, meint: Gib mir Zeit, bis ich mir ein Urteil gebildet habe. „Interessant" ist das Eselsohr der Alltagskommunikation, ein Lesezeichen des Sozialen – und eine Einladung zum Austausch. Das Wort provoziert die Frage nach dem Warum. Wieso ist etwas interessant? Was ist so besonders? Aus einer Bemerkung

wird ein Gespräch. *Interesting* ist auch ein Beispiel für Bronislaw Malinowskis und Roman Jakobsons „phatische Kommunion“ (*phatic communion*), bei der durch die Rede „Bande der Gemeinsamkeit“ geschaffen werden. Sprechen wird zum sozialen Akt.

Die Informationsinformation *interesting* ist eine Handlungsaufforderung. Wie sagt Kant? „Interesse wird das Wohlgefallen genannt, das wir mit der Vorstellung der Existenz eines Gegenstandes verbinden.“ Zu diesem Wohlgefallen gehört eben immer auch ein „Begehrungsvermögen“, das heißt: Interesse bedeutet Aktion, mit ihm beginnt der Diskurs. Das Geschmacksurteil über das Schöne dagegen beruht für Kant auf einem „reinen uninteressierten Wohlgefallen“. *Cute* ist das neue Schön und *interesting* meint: Frag mich was!

Die Frau am Nebentisch schickt wieder ein verschwörerisches Lächeln herüber. Irritierend. Themenwechsel: Warum heißt Dewey eigentlich Dewey? „Wegen ‘Dewey defeats Truman’“, erklärt Ngai. Mit diesen drei Worten meldete die *Chicago Daily Tribune* im November 1948 voreilig den vermeintlichen Wahlsieg des Republikaners Thomas E. Dewey über Harry S. Truman. Kurz darauf zeigte sich der frisch Gewählte den Fotografen – und präsentierte lachend die Zeitung mit der legendären Schlagzeile. So ist Sianne Ngais Hund eine vierbeinige Erinnerung an die Freuden des Fehlerfindens – und ein Beleg gelebter Ironie.

Und wovon handelt, was meint *zany*? Das amerikanische Wort für „irre“ hebt ab auf den Produktionsprozess der Dinge. Wie irre grinst die Ware den Kunden an, hysterisch, überkandidelt und reizstark kommt sie daher und erzählt von den hektischen Bedingungen ihrer Herstellung. Der Stress der Arbeit setzt sich fort im stressigen Tanz der Dinge in den analogen und digitalen Warenhäusern. Die *Mall*, in der wir sitzen, ist voller Signale des konsumptorischen Irrsinns: zerrissene Jeans und T-Shirts mit schrillen Botschaften, polyfunktional überfrachtete Zeitmesser und nicht zuletzt all die Hol-dir-dies-, Kauf-jenes-, Sei-du-selbst-Aufrufe künden von der Anstrengung, derer es bedarf, Dinge herzustellen, damit sie bemerkt, gekauft, verbraucht werden. Im Überbietungskampf der Reize findet auch das Teure seinen Platz: Wo alles manisch, hyperaktiv und dauerhappy daherkommt, lässt das dezente Design einer Nobeluhr ahnen, wie anstrengend es ist, nicht angestrengt zu sein.

Das hat Folgen für die Produktion. „In der postindustriellen Gegenwart bringen immer mehr Unternehmen ihren Mitarbeitern bei, ihre Arbeit als Spaß zu betrachten“, erklärt Ngai. Privat- und Arbeitsleben durchdringen einander, besonders im Dienstleistungssektor. „Ob im Restaurant, in einer Bank oder im Flugzeug: Dienstleister arbeiten dafür, dass wir uns wohlfühlen.“ Und sehr viele dieser stets flexiblen Atmo-Worker sind Frauen: Sie lächeln, schaffen Atmosphäre, sorgen für entspanntes Klima. Es ist ein Knochenjob, die Ware

Gefühle zu produzieren. Arbeit wird emotionalisiert; auch von dieser Transformation erzählt das Wort *zany*.

Schön, erhaben, hässlich – Sianne Ngai ist dabei, den Kanon der ästhetischen Kategorien zu erweitern. Oft wird die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin gefragt, ob es ihr Spaß mache, Worte wie *zany, cute* und *interesting* zu erforschen, ob sie Gimmicks eigentlich mag. „Keiner sagt, dass man auch lieben muss, was man erforscht", meint Ngai, „ich untersuche diese Worte und Sachen und das ist es dann auch." Gibt es auch ein Leben ohne Gimmicks? Wieder lacht sie, dann muss sie los, Dewey wartet. Alles Gute, bis demnächst!

Jetzt schlägt die Stunde der Frau vom Nebentisch: „Entschuldigung, Sie haben ja dieses Interview – also Sie haben ja mit dieser Frau da geredet, Sie wissen schon." – „Ja? Und?" – „Also, ich glaub, ich kenn die. Die ist doch so ein Model! Oder ist sie Schauspielerin? Die kommt aus den Staaten, oder?" – „Wie haben Sie das nur erkannt?" – „Tja, mir macht so leicht keiner was vor", sagt die Frau und lehnt sich zurück. „Ein Star in unserer *Mall*. Ist ja irre!"

All Ears (and Eyes)

Michel Chion studies the relationship between image, voice, and sound in cinema from its beginnings to our present day. He is an impassioned listener, interpreter of films, theoretician, diagnostician of contemporary times. And he doesn't hold back in his polemical broadsides against famous colleagues

Fellow 2014/2015

by Ina Hartwig

A quirk, a talent, a gift of the Frenchman is his ability to link the gestures of the Enlightenment with that of poetry. Michel Chion perfectly masters this mixture. For decades he has researched sounds, tones and noises in relation to their environment – "acoulogie," the science of "sound objects," which he continues in the tradition of his teacher the late Pierre Schaeffer. Yes that's right – sounds are "objects" and the point is to "describe" them. Whosoever sojourns in Michel Chion's world will be fascinated by his passionate precision of perception. You stagger from one epiphany to the next.

It is certainly no coincidence that Michel Chion alludes to Rousseau when he transforms the latter's "promeneur solitaire" ("solitary wayfarer") into a "listening wayfarer." Rousseau was the most musical of French philosophers after all. It is under the beautiful title *Le Promeneur écoutant* that Michel Chion's essays on everyday noises are subsumed. To his ears they sound not at all profane. The catchword "urban symphony" is mentioned and thus the first question posed on this bright February day at the Wissenschaftskolleg: How does Berlin sound?

One might suppose that a researcher of sound, who normally lives in the belly of Paris, would be able to report on acoustic differences. But no! Michel Chion insists that Berlin has "no special sound"; it is "a myth" that each and every city spawns its own acoustic pattern even if it's true that a town's architecture – the broad streets, the narrow lanes, the tall or small houses – naturally impacts its acoustics. All this notwithstanding, urban sounds are changing. For instance suitcases on wheels and the ubiquitous drone of contemporary mobile-phone addiction have produced "new noises" and these on a global scale. The listening promenader mischievously adds: "And laws make sounds – just take the prohibition against smoking." The claques of smokers who flee outside with their cigarettes can always be discerned through their own kind of idiosyncratic jabbering.

Here we touch upon a crucial issue in his work – how to designate and describe the sounds, noises, din, racket, etcetera? Another book of his, *Le Son* (1998), is a fundamental work that impresses through its systematic approach. The author asserts that the French word *son* cannot be properly translated. Hence one of his long-term projects is a collection of those words and concepts that designate sound – "Le livre des sons." Michel Chion reads not only French but Italian, German, English, Latin and classical Greek, so his "semantic and historical work" encompasses precisely these six languages. That lovely German word *Rauschen* ("murmur") has naturally made its way into his collection – and not to forget *Schnattern* ("cackle"). Eight hundred pages of such words have already been assembled.

But Chion's ten months at the Wissenschaftskolleg will be spent delving into another of his many passions, namely the history of cinema. His endeavor here is a confident reinterpretation and recalibration of the relation-

ship between image, sound and voice. This comprehensive research project is entitled: "Chronologie du cinéma verbal et sonore de 1895 à nos jours: pour une nouvelle périodisation du cinéma 'audio-logo-visuel.'" It is important to know that even if Michel Chion, scion of a family of engineers (both his father and brother), professes loyalty to this tradition, he has personally chosen another and perhaps more interesting path.

Michel Chion was born in 1947 in Creil – an industrial town in northern France that was seemingly stuck in the nineteenth century – and he studied at conservatories in Versailles and Paris. Composition soon became his passion. His musical works, among them *Requiem* (1973), are compassed by the term *musique concrète*, a school which completely freed itself from musical notation – the "concrete" recording is the work. These compositions "yielded no income"; and he didn't care to enter into the compromise of film music. Just as he was stewing over how he might finally earn some money, Pierre Schaeffer suggested that he apply to a film school and teach *son* (if one were to attempt a translation: "sound"). A momentous proposal! It was the late 1970s and as of the 1980s, when video cassettes came on the market, it became possible to systematically study motion pictures. Previously you had to keep going to the movie theater – you couldn't rewind or fast-forward or stop the film. So his research began. But it was still a long way from being Michel Chion's ticket to the university.

From 1980 to 1986 he was even an editor and a critic for the legendary *Cahiers du Cinéma* where Truffaut and Godard had also worked (they are not among his favorites). It was the zenith of film criticism, and Michel Chion thinks back to that time with enthusiasm – if only for the many films that one was able to view gratis, as it were, at the Cannes festival. "C'était génial," he says. There still exist a number of his short films from that period as well as a very long one entitled *Messe de terre*; this "video liturgy," as director Chion terms it, lasts two and a half hours and is available on DVD. You might say that Chion the critic also carries on, and he has a blog at www.michelchion.com which uniquely combines film criticism and "listening perambulation."

It is interesting that even if Chion professes to view the opus of a certain director as a coherent whole, he still feels free to tease out individual films from the context of that opus, in his capacity as cinephile, and popular films are no exception. But this afternoon we still have not reached the point of him listing his favorite films. Our room with the bay window in this Wilhelminian-style villa exudes the feel of an austere study. Michel Chion, whom one imagines to be a fulfilled individual, now loosens up and his French accelerates to a speed that makes one's head spin. His German visitor politely asks if he might curb the tempo while privately fretting that his zeal for the topic will then likewise be curbed – but this latter fear proves unfounded.

In the context of Pierre Schaeffer's work, for whom Chion served as assistant, it was not only a matter of making sounds palpable as objects but of describing their tonal qualities independent of whether they were music or not. The problem these days is not that we are inundated with impressions through a wealth of sounds (courtesy of media, video games) but that people "can no longer describe" sounds and emotions. As a teacher, Chion makes recourse to literature, in particular novels, which are fit vehicles for "reviving old feelings." A wonderful example is Marcel Proust's *Recherche*. It is in *Le Son* that Chion analyzes the little bell ("le grelot") at the entrance door to Aunt Léonie's house in Combray. Through its various timbres – e.g. spirited or halting – it announces who is entering. The doorbell thus describes a familial, interior sound space; this in contrast to a public sound space – the ringing of the village's churchtower bell ("la cloche").

In films on the other hand you have the frame (*cadre*), which is not to be confused with the screen (*écran*), an important difference. It is absolutely crucial whether the sound comes from inside or "outside" the frame – for instance the voice of the (dead) mother in Hitchcock's *Psycho*. The voice of the absent mother/mother-in-law is a characteristic of Hitchcock films. The feminine perspective is very pronounced with Hitchcock because he was wont to consult with his wife Alma Reville. For instance *The Birds* is a phantasmagorical expression of the mother-in-law's aggression, representing her "omnipotence" and "archaic terror."

Michel Chion is of the firm conviction that sound and image are not to be directly correlated – as Gilles Deleuze asserts in his film books. Deleuze is one of those noted individuals who is the target of Chion's polemic. He

explains that "son et image" – sound and image – are hardly a natural pairing but "always a surprise." Even Jacques Derrida's philosophy of the voice cannot withstand Chion's incisive critique – it is nonsense to contend that the voice signifies a positive experience of presence; to the contrary, insists Chion, only media professionals can occasionally hear their own voice with narcissistic pleasure. The rest of us find our voices – for example hearing your recorded voice on tape – as something rather unpleasant.

His own grandparents, born around 1880, experienced the advent of cinema, says Michel Chion, who is fascinated by this "century of recording technology" when the gramophone, the telephone and cinema were all more or less invented simultaneously. It is striking to see how Chion gives a somewhat French spin to a German media theory that can tend toward the technocratic – and conspicuous with him is a lovely seriousness in regarding emotions as having value in and of themselves; in other words, conjoined with media but not completely subject to them. Michel Chion's work is permeated by a searching sensuality devoted to detail. It is not without reason that he regards Maurice Merleau-Ponty's *Phenomenology of Perception* as having been unjustly forgotten.

Yes, this tension would seem essential for a researcher who is simultaneously an artist, musician, composer and filmmaker, namely the tension between humanity and technology. Michel Chion is a creative engineer – all eyes, all ears. He wants to make a short film about the bungalow which he presently occupies here in the Grunewald with his wife Anne-Marie Marsaguet – the former coach house of a Wilhelminian villa. He is magically drawn to spaces. He also understands the voice in the sense of Jacques Lacan (who always had a tough time of it in Germany) as "object 'a'." Chion's psychoanalytical schooling is readily discernible. Along with Lacan, to whom he remains loyal, it was the great child psychoanalyst Françoise Dolto who inspired him both personally and intellectually. And he can also draw on personal experience with analysis.

He remembers a rather difficult childhood. His parents were a quarrelsome couple and their divorce – in those days guilt was ascribed to one of the parties and duly litigated – was a catastrophe for both Michel and his brother. Those oppressive years spent in boarding school were mostly employed in reading. He has long since been able to detach himself from that time and amusingly regales with a nightmare he once had in which he and his mother were immured in an empty movie theater. They are sitting in the same row but at complete opposite ends. Slowly the mother rises and moves toward him. The closer she comes the more she takes on the appearance of a dead woman. "A clear variation on Hitchcock!" exclaims Michel Chion joyously as outside the evening descends upon the wintry garden.

And his favorite films?

Oh yes, here they are:

Blade Runner (Ridley Scott, 1982)

Kiss Me Deadly (Robert Aldrich, 1955)

Playtime (Jacques Tati, 1967)

L'homme de Rio (Philippe de Broca, 1964)

Casanova (Federico Fellini, 1976)

2001: A Space Odyssey (Stanley Kubrick, 1968)

North by Northwest (Alfred Hitchcock, 1958)

West Side Story (Robert Wise and Jerome Robbins, 1961)

Sen to Chihiro no kamikakushi (Hayao Miyazaki, 2001)

Tree of Life (Terrence Malick, 2011)

This list of course makes no pretense to completeness.

Anderes begehren

Liebeslogik mit Aristoteles und Platon: David M. Halperin untersucht, wie folgenreich Sex, Liebe und erotisches Begehren verwechselt werden

Fellow 2014/2015

von Jutta Person

Hat die Moderne aus der Liebe einen Zwerg, aus der Sexualität einen Riesen gemacht? Vielleicht kann man sich solch einen Liebeszwerg auf den Schultern eines sexuellen Riesen vorstellen, wenn man ein Bild sucht für die Größenverhältnisse, die seit der Moderne neu vermessen wurden. Mit erbarmungsloser Nüchternheit wollte der moderne Blick das vermeintliche Zwergenmäntelchen beiseite ziehen, um einen ungleich bedeutsameren Kontinent freizulegen. Von Schopenhauer bis zu Freud, so fasst es David M. Halperin für sein Arbeitsvorhaben zusammen, liege die Wahrheit im Geschlechtstrieb oder in der eigenen Libido; beim erotischen Begehren gehe es also, aus der modernen Perspektive, um das Subjekt und nicht um das Objekt. Diesen Konsens möchte der Professor für die Geschichte und Theorie der Sexualität, der an der University of Michigan in Ann Arbor lehrt, infrage stellen. „Ich bin überzeugt, dass die Neigung, jedes erotische Begehren begrifflich mit Sexualität zu verknüpfen, eine Katastrophe für das moderne Denken ist“, schreibt Halperin. Wer jetzt allerdings einen asketischen, womöglich romantisierenden Liebesdiskurs erwartet, sieht sich zum Glück getäuscht. Es gehe ihm weder um Spiritualismus noch um Obskurantismus, führt er aus; und wenn man zur Sicherheit nachfragt, ob er ein Neuplatoniker sei, antwortet er mit ironischem Feinsinn, dass es natürlich darauf ankomme, was man unter Platonismus verstehe.

David Halperins Bücher und Essays oszillieren zwischen Theokrit und Joan Crawford, Platon und Performanz, Proust und Nabokov, heutiger schwuler Identitätsbildung und der Geschichte der Homosexualität; wollte man einen roten Faden suchen, dann fände man ihn möglicherweise in der Frage nach der Form, in ganz existenziellem Sinne. Auf den Spuren von Platons *Symposion* hat der Altertumswissenschaftler beispielsweise die strukturellen Ähnlichkeiten von Ironie und Liebe beschrieben. Beide meinen gleichzeitig immer noch etwas anderes: „I

want you, but you are not what I want“, heißt es im abendländischen Liebesdiskurs. Liebe, so Halperin, changiert zwischen Tragödie und Komödie – und lässt in einem Genre das andere erkennen. Auch im 2012 erschienenen Buch *How to be Gay* sind Form- und Gattungsfragen entscheidend: Halperin untersucht die kulturelle Praxis, die schwule Identitäten prägt oder, um genauer zu sein: erst hervorbringt. Melodram und Tragödie etwa sind engstens mit Geschlechteridentitäten verbunden, zeigt seine Analyse der Diva Joan Crawford. An ihren Auftritten – besonders im Spielfilm *Mildred Pierce* von 1945 – führt er vor, wie die schwule Aneignung heterosexueller Mainstream-Kultur funktioniert.

Wer wiederum das Vergnügen hat, Halperins aktuellen Vortrag über Liebe und Sexualität zu hören (oder das Paper nachzulesen), trifft auf einen so scharfsinnigen wie pointensicheren Erzähler – und auf formale Logik. Die Pop-Schmonzette *Someone like you* der britischen Sängerin Adele, gespielt in einer schwulen Sauna in Hanoi, bietet die Gelegenheit, erotisches Begehren mithilfe aristotelischer Logik zu erforschen. „Sex is not the aim of eros“, zeigt Halperin mit Aristoteles, aber wenn Sex nicht das Ziel des erotischen Begehrens ist – was dann? „To be loved“, geliebt zu werden, scheint Aristoteles mit den Beispielen seines Syllogismus zu folgern. Dann allerdings stellt sich die Frage, wozu Sex überhaupt gut ist, wie Halperin ausführt: Die Lücke, die der Logiker lässt, bietet faszinierende Möglichkeiten, nicht zuletzt, weil im radikal Inkommensurablen von erotischem Begehren und Sex sich die Möglichkeit eines echten Geschenks eröffnet, eines nämlich von völliger Zweckfreiheit. Mit Abstechern zu Platon und zeitgenössischen schwulen Schriftstellern deutet Halperin eine „queere Metaphysik“ an (und vielleicht auch einen neuen, nicht spirituellen Platonismus).

Und schon sind wir mitten in einem Gespräch, das zwischen Theorie und Praxis, Antike und Gegenwart, Identitätskonstruktionen und persönlichen Erfahrungen hin und her schwingt, ohne dass sich das eine klar vom anderen trennen ließe. In der Bibliothek des Berliner Wissenschaftskollegs trifft man auf einen formvollendet freundlichen Gelehrten, der bereitwillig Auskunft darüber gibt, warum er Literaturwissenschaftler, Philosoph und bekennender Foucault-Anhänger wurde, wie die Geschichte der Homosexualität zu erforschen ist und was es mit den Gattungsfragen auf sich hat, die sein Werk von Anfang an durchziehen. Halperin, 1952 in Chicago geboren, wuchs nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern auch in Frankreich auf; die Familie pendelte zwischen Chicago und Paris, wo Halperin ein Lycée besuchte. Studiert hat er, nach dem Oberlin College, Ohio, am Department of Classics der Stanford University; seine Doktorarbeit schrieb er über Theokrit und die antike Tradition der Bukolik. Bukolische Dichtung, das könnte für die Siebzigerjahre mit ihren enormen politischen Umwälzungen ein wenig zeitentrückt klingen (erst wenige Jahre zuvor, 1969, hatten sich homosexuelle Besucher des Stonewall-Pubs in der New Yorker Christopher Street gegen polizeiliche Übergriffe gewehrt und damit

den Stonewall-Aufstand ausgelöst). Aber es wäre ein Denkfehler, nähme man einen unüberbrückbaren Kontrast zwischen Antikestudien und politischer Gegenwart an. Was nicht zuletzt am bahnbrechenden Einfluss Foucaults liegt.

Wie also hat Halperin als angehender Foucauldian die Siebzigerjahre in Stanford erlebt, wie kamen die Welt der Classical Studies und das politische Draußen zusammen? Lange Zeit, sagt er, seien das tatsächlich getrennte Sphären gewesen, auch wenn es immer wieder markante Überschneidungen gab. 1978 war so ein Moment; das Jahr, in dem der erste Band von Foucaults *Histoire de la sexualité* auf Englisch erschien – und in dem die Sängerin und Schönheitskönigin Anita Bryant ihren fundamentalchristlichen Feldzug gegen Schwulenrechte und gegen die Präsenz von Homosexuellen an Schulen („Save our children") startete, der wiederum eine legendäre Gegenbewegung auf den Plan rief. Als im Herbst 1978 die Briggs-Initiative zur Verbannung von Schwulen und Lesben aus dem Lehrkörper anstand, besuchte Halperin einen Kurs über Platons *Symposion*. Der Professor überließ es ihm, das Seminar am Tag vor der Abstimmung zu leiten, und der Mittzwanziger machte sokratische Erziehung, platonischen Eros und die aktuelle Initiative zum Thema.

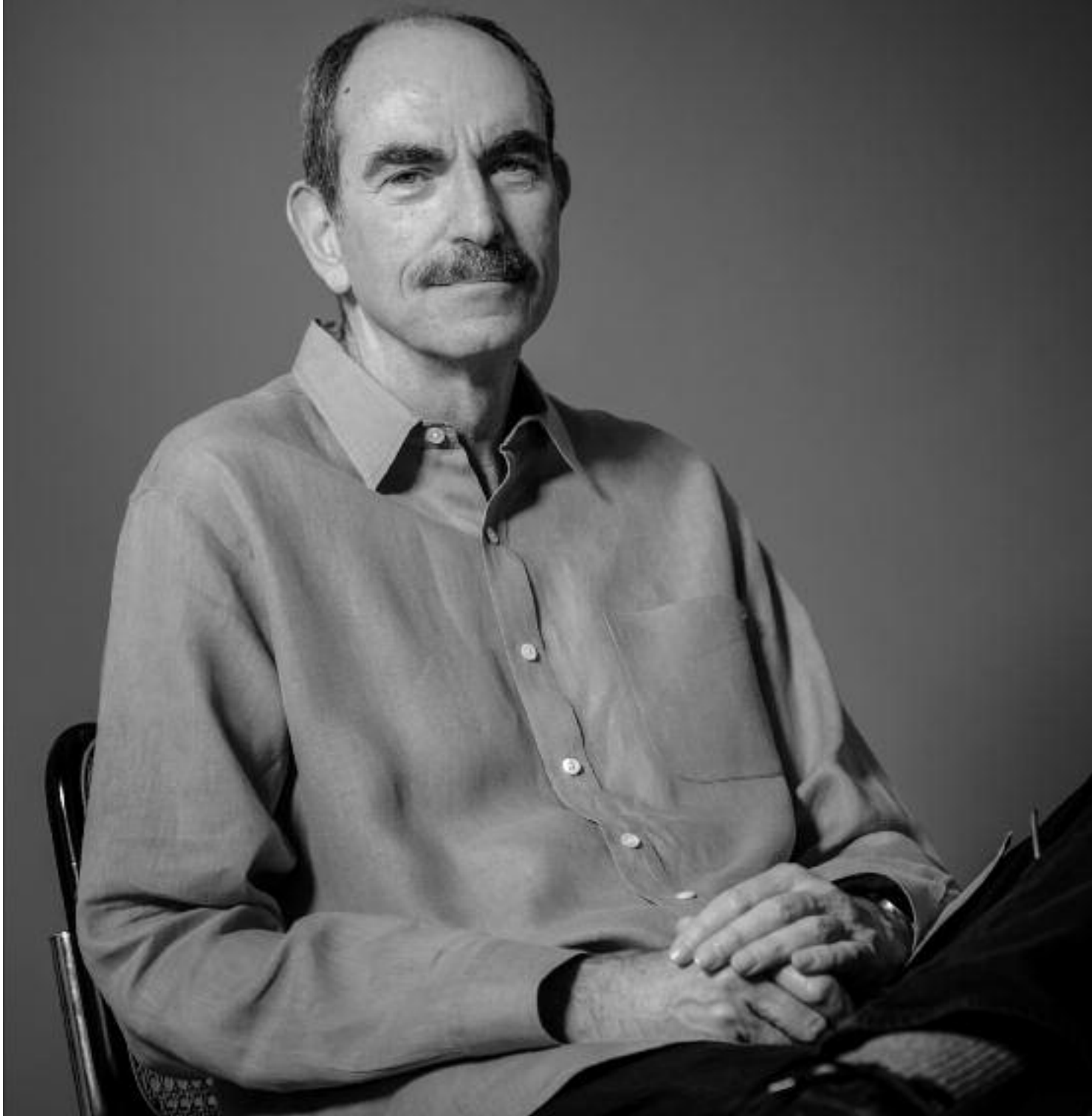
Systematischer wurden die Zusammenhänge in den Achtzigerjahren: 1984 waren der zweite und dritte Band von Foucaults *Histoire de la sexualité* erschienen. „Ich glaube, ich war der einzige nordamerikanische *Classicist*, der eine positive Besprechung veröffentlicht hat", bemerkt Halperin nicht ohne Stolz. Nach einer ersten Forschungsphase zu Theokrit und einer zweiten zu Platon und der griechischen Philosophie sei er dann in den späteren Achtzigern zur Geschichte der Homosexualität und seinem Interesse an Foucault zurückgekehrt; in diese Zeitspanne fällt auch Halperins Engagement für die Lesbian and Gay Studies. Entscheidend für die Achtzigerjahre war auch die Auseinandersetzung mit Aids: „Foucault gewann auch deshalb eine neue Bedeutung für mich, weil seine Art, über Macht und Widerstand nachzudenken, für mich beispielhaft in dem neuen Aktivismus im Umfeld von Aids aufgegriffen wurde. Das hat mich stark beeinflusst."

Aus diesen Forschungsinteressen gingen 1990 die Bücher *One Hundred Years of Homosexuality* und der von ihm mitherausgegebene Band *Before Sexuality*: *The Construction of Erotic Experience in the Ancient Greek World* hervor. Einige Jahre später erschien der gleichermaßen analytische wie flamboyante Essay *Saint Foucault. Towards a Gay Hagiography,* der, in Anspielung auf Sartres *Saint Genet*, Halperins biografisches und systematisches Interesse an Foucault erklärt. Auch wenn Foucault nie als deklariert schwuler Aktivist in Erscheinung getreten ist, hat sein Werk doch stil- und politikbildend gewirkt – weil er Homosexualität nicht als biologisches Faktum, sondern als Ergebnis von Macht- und Wissenssystemen begreifbar machte.

Diesem Anliegen ist auch Halperin mit *How to be Gay* auf der Spur. Das Buch mit dem trickreich ratgeberhaften Titel geht auf ein Seminar zurück, das erstmals im akademischen Jahr 2000-2001 an der University of Michigan stattfand – und konservative Amtsträger in Aufruhr versetzte. Ob hier wohl heterosexuelle Studenten zu fahrlässig-subversivem Verhalten angeleitet und in Fragen sexueller Orientierung umgedreht würden, fragten sich besorgte Familienschützer. Dass es Halperin um kulturelle Praktiken ging, also um Stil, Weltwissen, Habitus, kurz, um *Gayness* als Form, die keineswegs homosexuellen Männern vorbehalten ist, war schon allein aus der Kursbeschreibung ersichtlich. Von Joan Crawford bis Judy Garland: Im subversiven Zitat und in der Präferenz des Nichtauthentischen – zwei gewissermaßen klassisch postmodernen Denkfiguren – sieht Halperin das Potenzial, der dominanten heterosexuellen Kultur etwas entgegenzusetzen.

Gleichzeitig macht *How to be Gay* nachvollziehbar, wie sich schwule Identitäten in der Post-Stonewall-Ära der Siebzigerjahre veränderten. Schwule und Lesben hatten sich ihre Akzeptanz erkämpft, ein gewisser Grad an Gleichstellung war erreicht, Heimlichkeit, Versteckspiel und Outlaw-Techniken waren nicht mehr so zwingend nötig wie früher: „Man konnte *gay* sein, ohne effeminiert zu sein“, fasst es Halperin im Gespräch zusammen. Formen „effeminierter“ Männlichkeit gerieten bei Schwulen sogar in Misskredit, was der Sexualitäts-Theoretiker einer strukturellen Herabsetzung des Weiblichen als unterlegener Opferposition zuschreibt – und der jugendlichen Verachtung, mit der die frisch Befreiten die historisch gewordenen Rollen abschüttelten. Das Interesse an den kulturellen Praktiken der Prä-Stonewall-Zeit (das manchmal auch nostalgisch gefärbt war, wie Halperin anmerkt) kam dann mit den Queer Studies in den Neunzigerjahren zurück. Nicht zuletzt versucht auch *How to be Gay*, all die feminin-männlichen Spielarten des Schwulseins, die Queens und Fairies, eigentlich die schwule Differenz wieder zu stärken.

Dass gerade in der *Gayness*, verstanden als kulturelle Praxis, eine besondere Aufmerksamkeit für das Verständnis des modernen erotischen Begehrens liegt, führt zurück zu Halperins aktuellem Projekt. Sein dreiteiliges Arbeitsvorhaben, das die folgenreichen Verwechslungen in der abendländischen Liebeslogik auslotet, widmet sich in einem Kapitel dem Zusammenhang von aristotelischer Logik und Begehren. Was also würde es bedeuten, wenn man den modernen Riesen Sexualität aus einer anderen Blickrichtung betrachten – und das Begehren nicht nur auf das Subjekt zurückverweisen würde? „Ich möchte die Möglichkeit offenlassen, dass es beim Begehren um das Objekt geht“, erklärt er. Um auf die anfängliche Frage nach dem Neuplatonismus zurückzukommen – Halperin hat sie mit sokratischem Weiterfragen beantwortet: „Was könnte die moderne Entsprechung des Platonismus sein – also einer Annäherung an das Objekt, die seine Schönheit, das Begehrenswerte an ihm, ernst nähme?“



Brief aus Berlin

Das Kolleg

Fellow 2014/2015

von Sibylle Lewitscharoff

Nicht irgendein Kolleg, sondern *das* Kolleg. Strömen im September die Fellows von überall her in den Grunewald, reiben sie sich verwundert die Augen angesichts der Annehmlichkeiten, die zu ihrem Genuß bereitstehen. Dazu gehört natürlich der fabelhaft findige Bibliotheksservice, wahrlich ein superbes Geschenk, das es dem Fellow leichtmacht, sich in ein Thema einzubohren, umgeben und flankiert von turmhohen Materialsammlungen, die wieselflink aus allen Ecken und Enden der Stadt beigeschafft werden. Vergessen sei auch nicht das opulente und zugleich gediegene Mittagsmahl, das gemeinhin Punkt dreizehn Uhr genossen werden darf.

Alles gut, alles schön, alles wunderbar.

Über die geheimnisvolle innere Verfaßtheit des Kollegs, seine innerstimmliche Glühfähigkeit, wissen die Außenstehenden und temporären Besucher allerdings wenig. Sie ist Sache der Menschen, die hier ständig arbeiten, eine Aufgabe, die zugleich Hingabe erfordert, nur hie

und da findet oder vielmehr fühlt sich ein Fellow dazu aufgerufen, miteinzustimmen, um den höheren Glühbetrieb am Laufen zu halten.

Einstimmen, das Wort wurde mit Bedacht gewählt. Denn wochentags, Punkt zwölf Uhr, emaniert ein sonderbarer Singsang, begleitet von Klöpfeln, Schlegeln, Ruckeln, Quäkeln, spizzikatohaftem Hochzischeln und Piepsen aus der Küche im Untergeschoß und von verschiedenen Bürogeräten in den Etagen der Villa Wallotstraße 19. Es braucht allerdings sehr feine Ohren, um diesen Singsang und seine rhythmisierenden Begleitgeräusche zu vernehmen. Nur die extrem feinhörigen Komponisten und Musiker sind darauf geeicht und laben sich an dem, was die Sinneshärchen der inneren Ohrgehäuse ihnen melden. Was die im Singsang begriffenen Menschen angeht, so erkennt man sie nur an ihren um eine winzige Wenigkeit verschobenenen Mundbewegungen, die sich mit dem, was sie an normaler Konversation gerade im Begriff sind hervorzubringen, nicht ganz vertragen. Ein scharfer Beobachter kann diesen Mündern abmerken, daß etwas Ungeheuerliches im Gange ist. Auch hebt sich den Leuten ganz leicht der Brustkorb, und sie sitzen eine Spur aufrechter in ihren Stühlen, eilen etwas beschwingter durch die Flure, klettern steiglustiger treppauf treppab als gewöhnlich.

Fangen wir mit dem Rektor an. Sind zufällig Besucher da, merken sie vielleicht, daß der Rektor ihnen ein klein wenig größer, ein klein wenig erhabener vorkommt, daß er gleichsam ein klein wenig pneumatisch gelüpft im Sessel vor ihnen sitzt. Und der Mann, den sie gemeinhin für trocken und sachlich halten, bekommt um den Mund so ein aus dem Universum herbeigeflogenes Weißnichtwas, welches sie leicht irritiert, ohne daß sie anzugeben wüßten warum. Sie wissen natürlich nicht, daß der Rektor gerade in seinem inwendigen dreiminütigen Singsang begriffen ist, mit dem der ganze Zauber (Spuk wollen wir ihn nicht nennen, denn er dient hochgestimmten Zwecken) Punkt zwölf Uhr beginnt. Die Angestellten folgen dem Vorsänger drei Millisekunden später, alle auf einen Schlag, wo immer sie sich gerade befinden mögen.

Natürlich handelt es sich um eine hauseigene Hymne, die allerdings nicht zum Inhalt hat, die Schöpfung zur Gänze, gerade mal so lala und obenhin zu preisen; sie widmet sich vielmehr präzise dem Höhererseits erfolgten Schöpfungsbefehl, dieses eine, besondere Kolleg zu gründen und zu erhalten, und keinesfalls ein anderes, womöglich gleichwertiges, anderswo. Ob die dem inneren Singsang hingegebenen Menschen merken, was sie gerade tun, weiß man nicht so genau, vielleicht wissen sie es selbst nicht. Natürlich beteiligen sich die vormaligen Rektoren in ihren Wiko-Zimmern ebenso daran wie die beiden Herren, die im Dunkelkämmerchen zu ebener Erde ihre Gerätschaften pflegen. Von der Dame am Empfang wird die Hymne besonders schwungvoll gesungen. Und natürlich, wie könnte es anders sein, auch die Bibliothekare im Haus gegenüber

enthalten sich nicht des Gesanges, sie fallen sogar besonders melodiös mit kanonhaftem Dreiklang darin ein.

Nun, die Musiker und Komponisten, die das Haus dankenswerterweise bevölkern, hören natürlich schärfer hin als die den Wissenschaften ergebenen Fellows, sie fühlen das verschwiegene Gebraus, das anhebt und nach drei Minuten auf ein geheimes Kommando hin wieder verstummt, fühlen den Aufschwung und das brüske Ende der geheimen Aufführung in ihren unwillkürlich aufzuckenden Fingerspitzen. Ohne in Worte fassen zu können, wovon nun genau, profitieren sie davon. Die Finger der Musizierenden geschmeidigen sich, werden biegsamer, hupflustiger, scheinen den an sie drangehängten Leibern davonrennen zu wollen; müssen sie ihre Instrumente beatmen, entströmt ihnen die Luft mit nie gekannter Kraft. Die Komponisten wiederum werden zu ausgreifenderen Tongebirgen verlockt, natürlich wissen sie nicht, warumwozuweshalb, denn es geht ja um ein von Hoher Warte in Schwung gebrachtes Schwindelunternehmen, das Köpfe und Herzen in Bewegung setzt, auf intrikaten Wegen versteht sich – hinauf, hinauf, immerzu hoch und höher hinauf! Einem Komponisten schwirrt dann minutenlang der Kopf, als hätte das Weltall ihm persönlich den Befehl erteilt, sich mit ihm zu befassen.

Mag sein, daß der eine oder andere Biologe, der sich in Gedanken über eine Mikrobe beugt, glaubt, diese lispele ihm unhörbar etwas zu. Mag sein, daß ein Physiker wie elektrisiert vom Sofa hochfährt, weil er vermeint, das Universum habe ihm geantwortet. Vielleicht wird der eine oder andere Philosoph von einem erhellenden Geistesblitz durchzuckt, der ihn aber sofort wieder flieht, sobald er sich daran macht, diesen schriftlich zu fixieren, weil er in das tumultuarische Gebiet des Religiösen fällt und nicht in seins.

Vergessen wir nicht die Küche. Da wird plötzlich herzhafter in den Suppen gerührt, da wird zackzack! Gemüse zum geheimen Takt der Hymne geschnitten, da wird munter drauflos geschlagen, gebeselt, gehäckselt, geklappert, gewischt, gleichsam das rhythmische Unterfutter der Hymne bereitgestellt.

Herrjemine, und wovon handelt dieses sagenumwobene Liedchen denn nun genau? Wer wird da gelobt, bezirzt, aus inwendigen Leibeskräften besungen? Auch das ist geheim. Nur so viel sei verraten: die Hymne zielt hoch. Fußballerhaft könnte es heißen: ein Steilpaß in Richtung Schöpfer mit der Bitte – das Kolleg, laß es weiterhin blühen und gedeihen!

Bildnachweise

	Fotos: Maurice Weiss, Ostkreuz Agentur der Fotografen
9/15	Paul Schmid-Hempel
17	von links nach rechts: Weirong Shen, Tsering Gyalpo, Guntram Hazod
18	Weirong Shen
24/25	Guntram Hazod, Tsering Gyalpo
29/32	Sianne Ngai
37/40	Michel Chion
46/49	David M. Halperin
53	Sibylle Lewitscharoff

Autoren

Ina Hartwig	Autorin, Literaturkritikerin und Moderatorin
Stefan Klein	Physiker, Philosoph und freier Wissenschaftsautor
Sibylle Lewitscharoff	Schriftstellerin und Fellow des Wissenschaftskollegs 2014/2015
Hans-Joachim Neubauer	Literaturwissenschaftler, Journalist und Professor für Drehbuch/Dramaturgie der Filmuniversität „Konrad Wolff“
Martin Oppitz	Professor (emer.) der Ethnologie an der Universität Zürich und ehemaliger Leiter des Züricher Naturkundemuseums, Fellow des Wissenschaftskollegs 1986/1987
Jutta Person	Literaturwissenschaftlerin, Philosophin und freie Journalistin

Impressum

Herausgeber Der Rektor des Wissenschaftskollegs zu Berlin
Professor Dr. Luca Giuliani

Redaktion Katharina Wiedemann, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Wissenschaftskolleg zu Berlin

Bildredaktion Katharina Wiedemann

Graphik und Layout Juliane Heise / Reiner Will

Druck Druckerei Heenemann Berlin, Mai 2015

Umschlagabbildung
Das Signet des Wissenschaftskollegs – ein Genius mit Zirkel – geht zurück auf einen Entwurf von Karl Friedrich Schinkel für die Hausfassade des Ofenfabrikanten Tobias Christoph Feilner in Berlin-Kreuzberg (um 1830).

Einen Text der Kunsthistorikerin Monika Wagner (Fellow 2005/2006) zur Herkunft und Bedeutung des Emblems finden Sie auf unserer Webseite www.wiko-berlin.de/institution/leben-und-arbeiten/rueckblicke/begegnungen-mit-dem-hausengel/

On the cover
The Signet of the Wissenschaftskolleg – a genius with compass – is based on a design created by Karl Friedrich Schinkel around 1830 for the facade of the home of Tobias Christoph Feilner, an oven-manufacturer in Berlin-Kreuzberg.

A text by the art historian Monika Wagner (Fellow 2005/2006) on its origin and meaning can be found on our website at:
www.wiko-berlin.de/en/institute/living-and-working/looking-back/encounter-with-the-house-angel/

WISSENSCHAFTSKOLLEG ZU BERLIN
WALLOTSTRASSE 19 14193 BERLIN GERMANY
TELEFON +49 30 / 8 90 01-0 FAX +49 30 / 8 90 01-300
WIKO@WIKO-BERLIN.DE WWW.WIKO-BERLIN.DE